

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Das Biwak im Walde.

Wenn das Mondlicht durch die Bäume flutet,
Wo vor Tagen mancher Kamerad verblutet,
Wird mir so weh!
Wenn der Mond beleuchtet den Wald im Tal,
Bang mancher sich fragt: Ist's letzte Mal,
Dass ich dich seh?
Dann durchzieht ein Sehnen die harte Brust,
Und man betet innig, sich kaum bewusst,
Zu Gott
In der Not.

Wenn das Morgenrot spielt am Baum im Geäst,
Und setzt an den Lagerzelten sich fest
Wie Blut!
Wenn sein Leuchten am Lagerfeuer bescheint
Stumme Gestalten, die hier sich vereint,
Voll Mut!
Dann raunt und flüstert es jedem zu:
Nur siegen mit Gott, und ruhest auch du
Gar bald
Im Wald.

Gefr. P. Lange, 8. K.

Aus dem Unterhaltungsblatt der Kriegszeitung des Inf.-Reg. „Bremen“.

Auf der Flucht.

Roman
von Otto Hoeder.
(Schluß). (Nachdr. verbot.)

Nach Wochen fand sich Arel Weinshausen erinnerungslos in einem freundlichen Zimmer wieder. Eine Krankenschwester, ausgeglückene Milde in den friedvollen Augen, war um ihn beschäftigt, und wie sie nun seinem traumverlorenen Blicke begegnet, da huscht ein heller Freudenchein durch ihre Mienen. Zugleich aber legt sie behutsam den Finger vor den Mund, zum Schweigen und zur Ruhe mahnend.

„Still, ganz still.“ begegnete sie dem fassungslos erstaunten Fragenden, „noch sind Sie der äußersten Ruhe bedürftig. Sie sind in guter Hand, und will's Gott, so stehen Sie an der Schwelle zur Genesung.“

Es hätte ihrer Mahnung kaum bedurft, denn in großer Schwäche schloss Arel die Augen wieder. Er vermochte sich keine Vorstellung zu machen, was mit ihm geschehen war, noch konnte



Digmuiden: Der Dom in Digmuiden mit Nienstraat früher und jetzt.

er keinen zusammenhängenden Gedanken fassen. Er begriff nur, daß er schwer frank gewesen sein mußte. Vor langen

Jahren, als die Mutter noch gelebt, da hatte schlimme Krankheit ihr auch lange Wochen im Bett gehalten. Genau so schwach und hinfällig wie damals war ihm wieder zu Mute. Oder lag er noch in demselben Bett, waren es nur Fieberträume gewesen, die ihm ein Leben voller Kämpfe und Enttäuschungen vorge spiegelt hatten, brauchte er nur die Augen wieder zu öffnen, um in der Mutter liebes Gesicht, dessen er sich oft erinnerte, zu schauen?

Er wollte die Augenlider heben, aber sein Versuch mißlang. Wieder verstrichen Tage. Zuweilen war es ihm, als hörte er das Rauschen von Frauengewändern, auch die gedämpfte Stimme eines Mannes drang an sein Ohr. Aber vergeblich blieben alle seine Bemühe, die Augen zu öffnen. Um so glücklicher war das Vächeln, welches seine Lippen umspielte, wenn

er, sanft und wie aus weiter Ferne zu ihm herüberdringend, eine süße, vertraute Stimme hörte, die seinen Namen nannte. Er fühlte eine warme, liebe Hand, die sich unendlich weich ihm auf die Stirn legte — das musste die Mutter sein, sie hat ihn immer so lieb gehabt, ihn gehabt und geführt, in ihrer Hut war das Leben so süß, so leicht gewesen! — Das Leben! Warum legte es sich in ohnmüngsbangem Schauern plötzlich auf seine Brust, warum erwachte in dieser ein dumpfer, hoffnungsloser Schmerz?

Mit einem dumpfen Seufzer öffnete Axel die Augen wieder zum Tageslicht. Er meinte nicht anders, als der nahenden Vergeltung zürnendem Blick begegnen zu müssen.

Dann aber lag er wieder still, und der Atem drohte ihm auszubleiben. Vor ihm, strahlend und voll Süßer Verheilung lächelnd, stand ein holdes, wundersames Mädchen . . . und mit staunendem Blicke begriff er es, daß Mabel neben seinem Lager weilte.

Heller Tag rings um ihn, so sonnig, so schön, und doch trocken düstere Nebel aus den Winkeln hervor und erfüllten eine Seele mit unzähliger Trauer.

Aber er kam zu keinem weiteren Nachdenken, denn Mabel fasste seine Hand und nickte ihm zu. — „Willkommen in der Heimat, Lieber! Läßt nur die Augen offen, denn es ist Sonntag um Dich geworden. Gepriesen sei diese Stunde, in welcher ich Schweres von Deiner Seele nehmen und Dich dem Glücke entgegenführen darf!“

In halber Betäubung starnte der Genesende auf die holde Richterscheinung und wagte kaum zu atmen aus Furcht, sie möchte wieder schwinden und die alte Nacht voll Schuld und Knebe über ihn hereinbrechen. Nun nahm er auch Mr. Rigley wahr, der hinter seiner Tochter stand und ihm mit gewinnendem Lächeln gleichfalls die Hand entgegenstreckte.

Zaghaft ergriff er diese. „Es muß ein Traum sein, zu schön, um wirklich sein zu können!“ flüsterte er fassungslos. „Sie kommen zu mir . . . und . . . Sie wissen doch . . .“

Angstlich hielt er wieder inne, und scheu streifte er das Gesicht des hinter Mabel Stehenden. Aber der behielt sein gütiges Lächeln bei, und Mabel flüsterte errötend, sich dabei tief über ihn beugend: „Bist Du stark genug, gute, frohe Botschaft zu vernehmen? Ich soll Dir Grüße von Meister Walden bestellen, denn dieser lebt und ist heil und gesund!“

Ein Bittern ging durch den Körper des Genesenden, er machte einen ungestümen Versuch, sich im Bett aufzurichten. Weit öffneten sich seine Augen, und ein unermehrliches Staunen prägte sich in seinem suchenden Blicke. „Der Meister — lebt . . . ich bin kein Mörder . . . ich —“

Ermattet, überwältigt von der gewaltigen Erregung, mußte er die Augen schließen.

Sekundenlang war es still im Zimmer. Dann aber hob sich Axel und saß im Bett aufrecht. „Um der ewigen Barmherzigkeit willen . . . treibt keinen Scherz mit mir . . . es müßte mich töten . . .“ ächzte er.

Mit sanftester Gewalt drängte ihn Mabel in die Kissen zurück. „Sehe ich aus, als ob ich scherzen könnte?“ sagte sie. „Ruhig liegen bleiben . . . bitte, bitte, ganz still! Auch der Freude Übermaß kann schaden. Wie glücklich bin ich, solch



Die Nordstraat in Digmuiden früher und jetzt.

schwere Last von Deiner Seele nehmen zu dürfen! Nein, Axel, auf Dir lastet keine Schuld. Meister Walden lebt, nur sein Gross ist tot, und in warmer, bereuernder Freundschaft gedenkt er Dein!“

Da drang ein wildes Schluchzen über Axels Lippen. Er fasste die Hand des Mädchens, preßte sie an seine Lippen und benetzte sie mit hastlos fließenden Tränen. „Aber wie . . . wie ist es nur möglich —“

Nun legte sich Mr. Rigley ins Mittel, da er seine Tochter zu ergriffen sah, um die frohe Botschaft weiter künden zu können.

„Zunächst meinen Glückwunsch,“ begann er unter warmem Händedruck. „Was soll ich Ihnen lange erzählen? Die erste Zeitung, welche uns am Land in die Hände fiel, enthielt eine Notiz über den Unfall, welcher dem berühmten Meister Walden in seinem Atelier zugestochen war. Ich habe die Zeitung bei mir. Sie sollen schwarz auf weiß die frohe Botschaft lesen.“

Staunend lauschte Axel dem Bericht. Meister Walden lebte wahrhaftig; damals im Atelier hatte ihn der Jähzorn niedergestreckt und nicht des Schülers zur Abwehr erhobene Hand. In seiner furchterlichen Erregung hatte Axel die tiefe Ohnmacht des Meisters für bereits eingetretenen Tod angenommen. Nach Stunden hatte die Aufwartefrau den berühmten Künstler auf dem Fußboden seines Ateliers liegend angetroffen und sofort Lärm geschlagen. Die herbeigefuhrten Ärzte hatten den Meister bald wieder zu sich gebracht.

Wenige Tage später hatte er das Bett schon wieder verlassen dürfen. Aber die ihm aufgezwungene Ruhe hatte ihn nachdenken lassen. Zugem auf sich herausgestellt, daß von der im Atelier vorgefundenen Summe nichts fehlte. Da legte sich rasch die noch im Herzensgrunde des Schülers nagen



Eine Gedenkhalle zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur. Der Entwurf dieser Halle stammt von deutschen Feldzugsteilnehmern und auch die Halle selbst wurde von unseren Soldaten gebaut.

seinen ehemaligen Lieblingschüler schlummernde Erbitterung, und er begann dessen unvermutete Anwesenheit mit ganz anderen Augen anzusehen. Nun begriff er es selbst nicht mehr, wie er den allezeit so hochgesinnten Jüngling auch nur einen Moment lang eines gemeinen Verbrechens fähig hatte halten können. Nach und nach war ihm auch die Erinnerung an die flehenden, beschwörenden Worte zurückgekehrt, die ihm der Unglückliche während ihres Ringens zugerufen. So hitzig und starrköpfig der Meister auch war und solch bitteren Groll er auch dem Abtrünnigen nachgetragen, so groß und nachhaltig war seine Reue, als er es endlich begriffen, daß Axel nur gekommen war, seine Verzeihung und seinen Beistand anzurufen. Er hatte alles daran gesetzt, die Wohnung des jungen Künstlers ausfindig zu machen, und als ihm dies endlich gelungen, da war er bei der Stunde wie vom Donner gerührt, Axel sei über alle Berge und in einem Zustande hochgradiger Verstörtheit von dannen gegangen.

So war es für den Meister eine Befreiung von bitteren Selbstvorwürfen, als ein ausführlicher Brief ihm ins Haus geflüttet gekommen, der von Mr. Pixley herrührte und in welchem dieser ihn freimütig um volle Aufklärung ersuchte. Ein reger Depeschentausch war entstanden, in dessen Verlauf der wärmherzige Meister seinen ehemaligen Schüler nicht nur von jeder Schuld und Verantwortung losgesprochen, sondern in welchem er sich auch erboten hatte, diesem in Zukunft fördernd zur Seite zu stehen. Er hatte in seiner impulsiven Künstlerweise damit auch schon den Anfang gemacht, indem er die in Axels ärmlicher Behausung vorgefundenen Bilder durch seinen Einfluß in die Ausstellungsräume eines bedeutenden Kunsthändlers gebracht hatte, wo sie sich noch befanden und berech-

tigtes Aufsehen erregten. In einem an Axel selbst gerichteten Briefe wiederholte der Meister all das und knüpfte den Wunsch daran, daß Axel seiner nicht grollend gedenken möge. — „Ich war im Unrecht gegen Dich, mein lieber junger Freund, mich verdroß es, daß Du anders frähen wolltest, wie Dein alter Meister Dich's gelehrt. Du weißt es ja, in jedem Künstler steht so eine Art von Kampfhahn, im Bewußtsein seines Könnens will man's nicht leiden, daß auch andere frähen können . . . und vielleicht mit derselben Berechtigung. Mir mußt Du es aber schon erlauben, daß ich bei meiner Meinung bleibe, ich will von euch jungen Draufgängern nichts wissen. Aber Deine Bilder gefallen; Leute, denen ich glauben muß, sagen mir, Du hättest das Zeug zu einem ganzen Kerl. Wer weiß, vielleicht gehört Dir der morgige Tag, lasst mir den meinen — und im übrigen Gruß und Handschlag von Deinem alten getreuen Meister.“

Auf der Berliner Kunstausstellung machte im nächsten Jahre ein Bild besonderes Aufsehen, ein Nachttisch, die See in wildem Aufruhr, Gischt sprüht über das Schiffswrack, mit dem Rücken zum Betrachter ein knieender Mann, in beiden Händen das Gesicht vergraben . . . und vor ihm wie ein lichter Cherub ein schönes junges Weib, das wunderbar tröstend und beschwörend zugleich die Rechte himmelwärts erhebt.

Wie man sich erzählte, war es des Künstlers eigenes holdes Weib, die ihm in der Stunde höchster Not sich selbst und das Leben dazu geschenkt hatte.

————— Endel —————

Für Feld und Garten.

Gegen das Salatschießen.

Schneide den Stiel des Salatkopfs dicht über der Erde bis auf die Hälfte mit scharfem Messer ein. Dann schießt er weit schwerer, weil ihm viel Saft verloren geht; aber er wächst fort, weil der Rest des ausliegenden Saftes ihm genügt.

Kohlrabi.

Junge, zarte Kohlrabi eignen sich vorzüglich zur Frischhaltung. Sie werden geschält, nach Belieben in Scheiben oder Würfel geschnitten, in Salzwasser halb weich gekocht, abgekühlt in die Gläser gefüllt, mit abgekochtem Wasser ohne Salzlösung übergossen und 60 Minuten bei 100 Grad Celsius sterilisiert.

Das Konservieren des Spargels.

In erster Linie brauchen wir gesunden, frischen, gleichmäßig starken Spargel, der auf keinen Fall stundenlang im Wasser gelegen hat. — Die kurze, vorläufige Aufbewahrung geschehe in feuchtem Sande eines fühligen Ortes. —

Einnachtegefäß. In der Industrie werden Blechdosen verwendet, die lediglich für diesen Zweck, für das Spargelkonservieren, angefertigt sind. Noch vor nicht allzu langer Zeit war man gezwungen, auch im Haushalt sich mit Blechdosen abzufinden. — Das Glas trat nun an seine Stelle. — Wenn auch sehr verschiedene, in den Preislagen oft recht weit einander gehende Systeme den deutschen Markt befiedeln, wenn auch das Material als solches, der Bau, der Verschluß — meinewegen die Ausstattung (bei Ausstellungen) manchen Ansänger stutzig machen, so sei hiermit gesagt, das teuerste Glas ist noch immer das billigste zum Konservieren für Spargel. — Warum? Weil der Inhalt meistens auch nicht billig, und das Glas, abgesehen von der Technik des Einnachens, auch mit die Haltbarkeit des Inhaltes gewährleisten muß. — Sehen wir darauf, daß Glasrand und Deckelrand tadellos sauber geschliffen sind, und das ist, was das Glas teuer macht, ein sauberer exakter Schliff. Der Gummiring sei in jeder Hinsicht gut: geschmeidig, sauber, gearbeitet — Glas und Gummi sind in der denkbar besten Weise zu reinigen und zu trocknen. Den Spargel sortiere man, wenn dieses noch nicht geschehen ist, in Stärken und Längen. Dedenfalls richtet man sich nach dem Innern der Gläser. — Das Schälen hat nach dem vorläufigen Waschen der Stangen außerst eigen zu geschehen, damit man später beim Essen mit den langen Fäden nichts zu tun hat. Die Ausführung ist folgende: Man schäle mit einem scharfen Messer — meinewegen auch mit einem Spargelmesser, so daß man mit dem Daumen, Zeige- und

Mittelfinger die Spargelstange hält dergestalt, daß der hintere Teil auf die flache Hand zu liegen kommt. Sehr flach setzt man einige Male vom Kopfe entfernt das Messer an, so daß nach unten hin tiefer schneidend die Schale ganz entnommen wird. Nach einer kleinen Übung wird man mit einem Zuge von oben nach unten schälen können. — Diese so hergerichteten Stangen werden dann nach der gewünschten Länge geschnitten. Hierbei kann man sich überzeugen, ob man beim Durchschneiden nicht mit holzigen Teilen in Berührung kommt, die dann noch entfernt werden. Nach kurzem Abwaschen bzw. Abspielen kommen die Pfeifen direkt in kochendes Wasser, um solange gebrüht zu werden, bis sie sich bequem biegen lassen. Man nimmt eine Stange auf die Spitze von Zeige- und kleinem Finger und versucht mit dem Daumen den Spargel nach dem Mittelfinger zu drücken. Leistet der Spargel Widerstand ohne zu brechen, so ist er richtig gekocht, legt er sich jedoch leicht, so ist er zu weich. — Die richtig vorgekochten Stangen werden in kaltem Wasser etwas abgekühlt, und nach dem Abtropfen kann das Einfüllen in Gläser usw. beginnen. — Das Glas auf der flachen linken Hand etwas schräg dem Lichte zuhaltend, werden die Pfeifen vorsichtig hineingelegt, soweit angefüllt, bis keine Stangen mehr hineingehen. — Ob man den Kopf nach dem Boden bringt oder nach oben sehen läßt, bleibt egal. — Man sieht vielmehr darauf, daß der Innerraum genügend ausgenutzt wird. — Zum Schlüß gieße man abgekochtes schwaches Salzwasser über den eingefüllten Spargel, so, daß die Flüssigkeit fingerbreit darübersteht, wobei den Glasrand gut ab, siehe den Gummiring trocken nebst Deckel darauf. — Man lasse die so gefüllten Gläser nicht allzulange stehen, sondern bringe sie unter Federdruck bald zum Kochen. Das Wasser in dem Kochtopf darf ruhig über die Gläser hinweggehen. Kochdauer je nach dem Inhalt des Glases 1-1½ Stunde. Der sicheren Haltbarkeit halber hat ein Nachkochen von ¼ bis ½ Stunde zu erfolgen. — Gemüse- oder Brechspargel behandelt man folgendermaßen:

Die Stücke suche man gleichmäßig lang nachzuschneiden und nicht, wie es häufig gemacht wird, von oben nach unten zu schälen, sondern ringsherum zu schälen, bzw. abzudrehen. Die Stücke werden 2-3 Minuten in kochendem Wasser belassen, die Köpfe für sich behandelt, also weniger gekocht, damit sie nicht zerfallen. Die so zubereiteten Stücke werden ins Glas vorteilhaft eingelegt, mit leichtem Salzwasser übergossen, geschlossen und wie oben gekocht.

Die Schalen des Spargels werden getrocknet und später — im Winter — zu Suppen verwendet.

Diodor.

• Ihre Bilder. •

Kriegsschlüsse von Valesta Gusig.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Abend, seitdem ihr Einziger in den Krieg gezogen war, sah die Professorwitwe vor den Bildern und Briefen ihres Lieblings. Sie kannte die Worte auswendig. Und wenn sie sich in den Anblick der Bilder vertiefe, so war es ihr, als ob sie Leben bekämen und zu ihr sprächen.

Da war er als kleiner Wicht im Hemdchen, ernst und gewichtig dreinschauend. Hier als „Einjähriger“. Er hatte eine Falte zwischen den Brauen, denn das Stillsitzen hatte ihm gar nicht gepasst. Aus jener Zeit war ihr ein Zug in lebendiger Erinnerung geblieben...

Sie hatte in ihrem Schreibtisch nach Papieren gesucht, kniete davor und sortierte in den untersten Fächern des Diplomatentisches. Das fand nun Herbert höchst unterhaltend und er framte immer mit; überall war sein dikes Händchen im Wege. Da gab sie ihm einen Schlag darauf — gelind, aber deutlich. Der erste war es in seinem nunmehr zwölfmonatigen Leben, das ihn fest auf den Beinen fand. Erstaunt sah der Junge sie an — und hieb ganz einfach wieder. Sie hätte am liebsten gelacht, doch bewang sie sich. Aber strafen konnte sie auch nicht. Sie freute sich ja — o wie sehr, daß er sich den Hieb nicht gefallen ließ. „Du wirst ein Mann — bist jetzt schon einer.“ jubelte es in ihr.

Sie wußte, daß sie vor der landläufigen Pädagogik damit nicht bestehen konnte. Die verlangte von dem Einjährigen schon Ehrfurcht vor dem Erwachsenen — vor den Eltern. Als ob die so natürlich wären! Was wußte dieser Knirps von ihrer Würde? Sie hatte bisher soviel mit ihm getollt, gespielt, gelacht, daß er sie für seinesgleichen ansehen mußte. Und sie hatte durch ein ununterbrochenes Umhören, durch genaueste Regelung seines jungen Daseins allen Ungezogenheiten des gefunden Kindes vorgebeugt. Herrlich war er im Sonnenschein gediehen. Aber wodurch hätte sie ihm die Kindesfurcht beibringen sollen? Wie konnte er wissen, daß er die, die er an den Haaren zausen, als Pferdchen behandeln, nicht schlagen durfte? Nein, das war unmöglich! Sie Ehrfurcht mußte auf anderem Wege kommen. Und sie kam — kam durch grenzenlose Liebe von ihrer Seite, die doch keinen Fehler übersah — durch tiefes Verständnis, das er bei ihr für alle seine kindlichen Nöte fand — durch ernste Ermahnung — durch liebevolles Vorhalten eines Seelenpiegels.

Als er in den Krieg zog, hatte sie sich über Mangel an Ehrfurcht nicht zu beklagen.

Und dieses Bildchen? Wie lustig stand er da!

Es war aus einer Zeit, da er des Vaters russisches Wörterbuch als liebstes Spielzeug in sein Herz geschlossen hatte. Es besaß keine Bilder, nur braune, kleine, schwarze Buchstaben, aber es hatte solch' wunderschönen roten Einband! Mit diesem Buch im Arm schlief das Bübchen, trank es seine Milch, tobte es im Garten umher. Hier war es mit ihm abgebildet. Stolz stand er — das Buch lag vor ihm auf einem Feldstuhl. Er sah darüber hinweg mit dem Ausdruck eines Volksredners in dem liebenswürdig, vorgebeugten Gesichtchen, eines Redners, der seine Zuhörer durch eingeflochtene Scherze gewinnen will und dabei auf ein Buch schlägt, in dem seine Weisheit bestätigt ist. Und so wußte sie zu jedem eine Geschichte.

Hier war er als Schüler der Vorschule. Sie hatte streng darüber gewacht und war mit ihrem Gatten einig gewesen, daß er bis zu seinem siebenten Jahr mit keinem Auswendiglernen geplagt wurde. Nicht einmal an Geburtstagen prunkte sie mit dem Auffragen von Versen. Und das ganz in Ruhe gelassene Gehirn saßte in der Schule um so schneller. Er überflügelte in kurzer Zeit alle Bördemänner und als sie ihn eines Tages fragte, was er sich wohl dächte, wenn er wieder einen Platz herausgekommen sei — er war außer der Zeit in die Klasse gekommen und hatte sich „Lehter“ legen müssen — sagte er ganz einfach: „Hei, da denk' ich, jetzt kann ich der Mammi wieder was erzählen.“

So innig war sein Denken mit ihr verknüpft.

Hier, wo er ein wenig träumerisch in die Welt sah, hatte er sein erstes Märchen erfunden. Es war aus der Zeit der schweren italienischen Erdbeben, von denen sie ihm immer wieder erzählten mußte, und es lautete: „Der Teufel. Als der Teufel noch auf Erden lebte, war einmal ein kleiner Junge; der wollte gerne König werden. Da kam der Teufel zu ihm und sagte: Ich will Dich zum König machen, wenn Du nach dem Tode zu mir in die Hölle kommst. Drei Kriege kannst Du führen und wirst sie auch gewinnen. Der Junge sagte zu und freute sich sehr. Am nächsten Tage war er ge-

storben und wurde dann mittags als Königsohn geboren. Er wurde König von Italien und führte mit Österreich und Frankreich Kriege und gewann sie auch, wie ihm der Teufel versprochen hatte. Als er alt wurde, dachte er daran, daß er nun bald in die Hölle kommen muß. Da erklärte er dem Teufel den Krieg, denn er mußte ihn gewinnen. Er hatte bloß zwei Kriege bis jetzt geführt. Als sie zusammenkamen, sprach der Teufel: Was fällt Dir den ein, einen viel stärkeren als Du zu befrieden? Da erinnerte ihn der König an sein Versprechen. Der Teufel war nun besiegt und mußte begraben liegen, denn weil er Teufel war, konnte er nicht sterben. Wo er begraben ist und in dem ganzen Lande ist noch heute Erdbeben, weil der Teufel raus will. Er kann aber nicht.“

Sie hatte es getreu nach seiner Erzählung niedergeschrieben. —

Leicht und spielend, ohne jegliche Nachhilfe drang er als Erster in den Klassen vor, von seinen Lehrern und Kameraden geliebt. Er überhob sich nicht über die Minderbegabten; er half ihnen, war der geschickteste „Vorjager“ und der Klassenleiter war sein bester Freund.

Als der Gatte und Vater starb, trugen sie das Leid gemeinsam. Einer half dem anderen.

Und nun war er im Krieg — sechzehnjährig — voll heiher, heiliger Glut.

Sie hätte ihm die Erlaubnis verweigern können. Durfte sie das? Hatte sie ein Recht dazu? Ein Recht, ein Räuber an seinem Leben zu werden? Denn wer in diesem heiligen Kriege nicht mitkämpft, sofern er halbwegs die Kraft dazu hatte — des Lebens schien ihr und ihm verloren. —

Er lag in den Schützengräben der Argonnen. Es ging ihm bisher gut. Noch gestern kam die Nachricht.

Sie lebte ganz zurückgezogen, allein in ihrem kleinen Häuschen; nur die alte Magd als Schutz, und zur Gesellschaft den Hund und die Katze, die „er“ so sehr geliebt.

Aber die schönste Gesellschaft waren ja diese Bilder und die Erinnerungen.

An einem Abend platschte der Regen an die Scheiben, wie so oft in diesem bösen Winter. Sie trat ans Fenster. Kein Stern war zu sehen — bodenlose Finsternis umher.

Sie faltet die Hände und ihre Lippen flüstern: „Mein Junge, wie kalt mag es Dir sein.“ Und sie denkt an ihn mit heißer Sehnsucht.

Da — hat sie nicht deutlich ein Schicht — Schicht gehört?

So mögen Kugeln pfeifen. Und jetzt leuchtet es auf und wieder das zischende Geräusch. Dazwischen hört sie „Mutter“ rufen — „Mutter!!“

Das ist seine Stimme! Unter Lautenden erkennt sie sie. Ob er heimkommt? Aber wie ist das möglich? Und doch hat sie das Rufen gehört — ganz deutlich — sie kann darauf schwören!

Mit gefalteten Händen bleibt sie am Fenster stehen und wartet — wartet —

Dann sinkt sie todmüde im Sessel zusammen und wartet weiter. Er hat sie doch gerufen — genau hat sie es gehört — mit der Kinderstimme von früher, wenn er ihr verkündete, daß er „einen herausgekommen“ sei. Ob ihn Gott genommen hatte — erhöht über alle anderen?

Wenn er ihr genommen wird, ist ihr Leben ausgelebt. Es hat durch ihn nur Sinn. Aber sie wird es nicht gewaltig von sich werfen — so feige wird sie nicht sein, wo er so tapfer war — nein, sie wird warten. — Lange kann es ja nicht mehr dauern, bis sie ihm nachfolgt — nein, lange nicht mehr —

Es wird ihr so leicht und hell! Er wird sie bestimmt rufen — er wird sie nicht allein lassen — sie können ja nicht ohne einander sein — auch dort nicht in den geistigen Welten —

Und jetzt ist es klar, als ob er wirklich komme und sie an der Hand nähme, wie so manches Mal.

Und in ihr Auge tritt Freude, um ihren Mund ein seliges Lächeln —

Sie hat ihn, der ihrem Leben Inhalt und Ziel gegeben — sie hat ihn wieder —

Die Dienerin findet sie am Morgen entschlummert für die Ewigkeit — um sie herum die Erinnerungen.

Im Laufe des Tages kommt die Depesche vom Regiment an die Tote, daß ihr Sohn in dieser Nacht bei siegreichem Gefecht gefallen sei.



„Er wiebert umlont.“ Nach dem Gemälde von J. Steverus (de Perre).

lit. 75.

Der

„Groß

anprese

geine n
Deutsche
Zeitung
am 26. Juni
mengenreich
sich seine
niff. a auu
fahrt gef
g Schong
pre. Heli

•♦ Siebenschläfer. ♦•

Von Richard von Helgeland.

(Nachdruck verboten.)

Sieben schläfer — ein Mittsommertag, wenn alles rings herum in der Fülle des Lebens und der Freude schwelgt und die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Gaben ausstreut — und doch ein Tag, dem zumal unsere Landleute, aber auch die reisefrohen, ferienseligen Groß- und Kleinstadtleute nicht ohne Bangen entgegensehen. Was wird er bringen? Regen oder Sonnenschein? Um Himmelswillen, nur das erste nicht, denn dann regnet's sieben Wochen nacheinander fort, gerade in die so sehnfützig erwarteten „großen Ferien“ hinein, mit ihrem Urlaubs- und Sommerfrischjubel, die nun mit einem Male in ihr gerades Gegenteil verkehrt würden. . . . Und die Freude des ganzen Jahres wäre wieder einmal in nichts zerronnen. . . . Was ist von dieser „Bauernregel“ zu halten? Die beste Antwort kann uns natürlich nur die Statistik geben, die sich auf langjährige Beobachtungen stützt. Denn darüber dürften sich wohl alle Einsichtigen im vorherhin klar sein, daß sich der Regen ebensowenig wie der Sonnenschein an ein vorher bestimmtes Kalenderdatum bindet, sondern von der gerade herrschenden Luftströmung, der barometrischen Minima und Maxima usw. abhängig ist. Nach langjährigen Karlsruher Beobachtungen regnete es 56 mal an Sieben schläftertagen, während nur 11 mal darauf länger anhaltendes Regenwetter folgte. Dresdener Tabellen wiesen schlagend nach, daß auf 25 trockene Sieben schläftertage recht näßereiche Regentage sich einstellten. Neuere Forschungen ergaben, daß in 25 Jahren auf einen regnerischen Sieben schläftertag in den nächsten sieben Wochen 23,1 Regentage, auf einen trockenen Sieben schläftertag hingegen 25,2 Regentage, also immerhin noch etwas mehr, folgten. Im ganzen letzten halben Jahrhundert haben wir nach einem verregneten Sieben schläftertag nicht ein einziges Mal den Fall gehabt, daß es wochenlang täglich geregnet hätte, selbst wenn man ein paar fallende Regentropfen als „Regen“ gelten lassen wollte. Es ist eben die Jahreszeit der Gewitter, in der sich jeder auf ein paar Regentropfen oder Regenschauer täglich gefaßt machen sollte, ohne deshalb aus der Haut zu fahren, wenn dies auch am Sieben schläftertag geschieht, und ohne nun pessimistischen Blickes in die nächsten Wochen zu schauen und sich die Hoffnungsfreude dadurch schmälen oder gar verderben zu lassen. Denn, um es kurz zu sagen, die Sache liegt so, daß sich nach langjährigen Erfahrungen betr. des Sieben schläfers das gerade Gegenteil der bekannten Bauernregel herausstellt. Daraus folgt natürlich nicht, daß, wenn es am Sieben schläftertag schön Wetter ist, es nun sieben Wochen oder überhaupt längere Zeit hintereinander regnen müßte! Kein Verständiger wird heutzutage noch solchem Abergläuben huldigen, der aus einer Zeit stammt, wo die Meteorologie, die ja überhaupt eine noch junge Wissenschaft ist, noch in ihren Kinderschuhen stand. Etwas anderes freilich ist die Vorhersage des Wetters auf Grund sorgfältiger Beobachtung der Naturvorgänge. Hierauf gründen sich bekanntlich unsere Bauernregeln, in denen daher auch mehr oder minder ein Körnchen Wahrheit steht. Aber an Kalendertagen binden sich auch Naturvorgänge und Meteorologische Erscheinungen nicht. Und mit dieser Tatsache werden auch die Wetterregeln der sog. „Lostage“, zu denen unser Sieben schläftertag gehört, hinfällig.

Interessant ist die Frage, wer jene Sieben schläfer waren, nach denen unser Tag genannt ist. Sicherlich gehörten sie nicht zur Gattung jener niedlichen Nagetiere, die wegen ihres siebenmonatigen Schlafes — September bis April — diesen Namen führen. Es waren vielmehr sieben christliche Jünglinge, die sich während der blutigen Christenverfolgung unter dem römischen Kaiser Decius im Jahre 251 in der geräumigen Höhle eines Berges bei Ephesus in Kleinasien verbargen, um vor ihren radgierigen Verfolgern sicher zu sein. Als das der heidnische Kaiser erfuhr, ließ er zur Strafe dafür die Höhle zumauern, um sie so dem Hungertode preiszugeben.

Sogleich verfielen die Jünglinge in einen tiefen Schlummer, der, ohne ihre Lebenskräfte auszulöschen, 195 Jahre, also bis 446, anhielt. Da drang nämlich plötzlich ein heller Lichtstrahl in ihr dunkles, unterirdisches Gefängnis, der sie ermunterte. Und das kam so. Der Besitzer des Berges Namens Adolius benötigte Steine für einen größeren Bau, und da kam er auf den Gedanken, sie hier brechen zu lassen. Man denke sich nun das Erstaunen der erwachenden Jünglinge, denen es freilich vorkam, als hätten sie nur ein paar Nachtstunden geschlafen. Aber sie sollten bald eines anderen belehrt werden. Sie empfanden nämlich einen quälenden Hunger, und daher sandten sie einen der Ithigen in die nahe Stadt Ephesus, um Brot zu kaufen. Aber was war das? Raum mochte er seinen Augen trauen! Das ihm wohl vertraute Stadtbild war ja völlig verändert! Neue Straßen und Plätze, fremdartig gekleidete Menschen mit fremden Gesichtern, und das Wunderbarste von allem: am Stadttore strahlte in sieghafter Schöne das ehedem so verpönte *Kreuz* herab! . . . Die Seiten hatten sich eben in ihr gerades Gegenteil verfehrt. Und darüber sollte er nicht lange im Unklaren bleiben. Erregte er schon durch seine seltsame, altertümliche Kleidung und seine merkwürdige Sprechweise, als er sich nach einem Bäckerladen erkundigte, Aufsehen, so geriet er hier, als er als Zahlung ein Geldstück mit dem Bildnis des Kaisers Decius anbot, in die ärgste Verlegenheit. Der war ja fast 200 Jahre tot und Münzen mit dessen Bildnis längst außer Kurs gesetzt! Man führte den Jüngling, der nun im Verdachte eines Schatzgräbers stand — wie sollte er sonst auch in den Besitz der seltsamen Münze gelangt sein? — vor die Obrigkeit. Hier wurde er eingehend verhört, und bald stellte sich die volle Wahrheit heraus. Durch Kaiser Konstantin war das Heidentum längst abgeschafft und das Christentum zur Staatsreligion erhoben worden (323), und der jetzige Kaiser Theodosius II. (446) war ein frommer Christ gleich seinen Vorgängern! Man ließ den Bischof Martin herbeiholen, ja, selbst der Kaiser kam, um aus dem Munde des Jünglings die Wundermär von dem zweihundertjährigen Schlummer der „Sieben Schläfer“ zu vernehmen. Und bald zogen sie alle, an der Spitze der Kaiser, der Bischof, die Obrigkeit der Stadt, begleitet von einer dichten Volksmenge, hinaus vor die Stadt zur Höhle, wo sie sich von den Jünglingen die wundersame Geschichte erzählen ließen. Aber kaum hatten diese geendet, so flammt die weite Höhle wie von überirdischem Lichte und umflossen von himmlischem Glorienscheine entschliefen die Jünglinge zum zweiten Male, um nimmer zu erwachen. . . . Karl Simrock hat die sinnige Legende zu folgendem Märchen umgestaltet: „Es waren einmal drei Schläfer, die schliefen sieben Jahre, und weil sie sieben Jahre schliefen, ohne aufzuwachen, hieß man sie Siebenschläfer, obgleich ihrer nicht mehr als drei waren. Als nun die sieben Jahre herumgingen, wachte einer von ihnen auf, rieb sich einmal die Augen, gähnte und sagte: „Es brüllt ein Ochs!“ Wie er das gesagt hatte, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern abermals sieben Jahre. Da wachte der andere auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte: „Es war eine Kuh!“ Und wie er das gesagt, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern noch einmal sieben Jahre. Wie nun auch diese neuen sieben Jahre herum waren, wachte auch der dritte auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte:

Läß einen doch nur schlafen!

„Was Ochſ, was Stuh!

Man kommt ja nicht drauß!

Das waren die Sieben schläfer. Ob sie heute noch schlafen, davon schweigt die Chronica." Dies ist das Simrockische Märchen. Wir halten es aber doch lieber mit der ursprünglichen frommen Legende von den sieben Schläfern, deren Sterbetag, der 27. Juni, sicher nicht von Ruh verdient, in dem er bei allen ängstlichen Muten steht.

— ♦ Gescheitert. ♦ —

Roman von Witter Helling.

(Nachdruck verboten.)

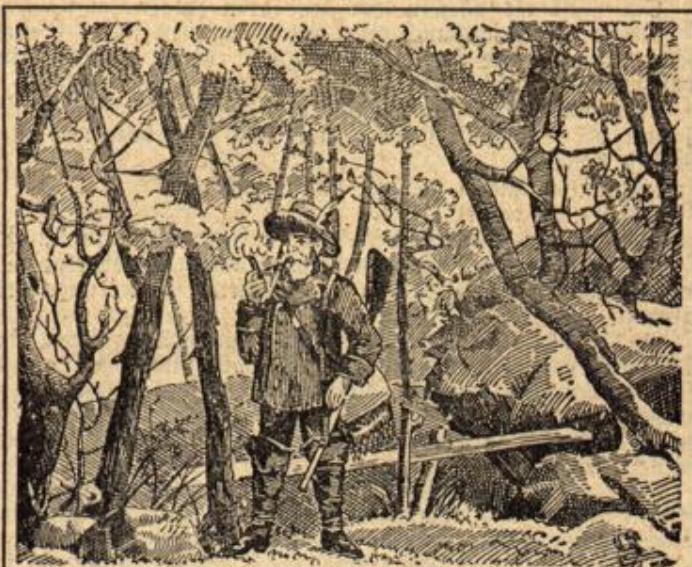
(Fortsetzung.)

„Sie wird hysterisch sein. Wissen Sie, sie ist so ganz Herrerrasse, sehr fein — aber etwas Überfultur, Désadence. Ich würde den besten Ausgleich; — wissen Sie nicht, ob sie sich einen Stammhalter wünscht?“

„Ich glaube kaum, daß sie diesen Mangel empfindet. Bis vor kurzem galt sie für die lebenslustigste Frau im Regiment. Sie wurde vergöttert, auf den Händen getragen!“ „Ach! Nun glaube ich alles zu wissen. Es wird demnach

Allerlei Kurzweil

1. Verierbild.



Wo ist der Wilberer?

2. Rätsel.

Ein altes Lied hat mich besiegen,
Das tief vom Trennungswiege durchdrungen;
Wenn meine Silben anders ständen,
Vermöchte Wärme ich zu spenden.

3. Aufgabe.

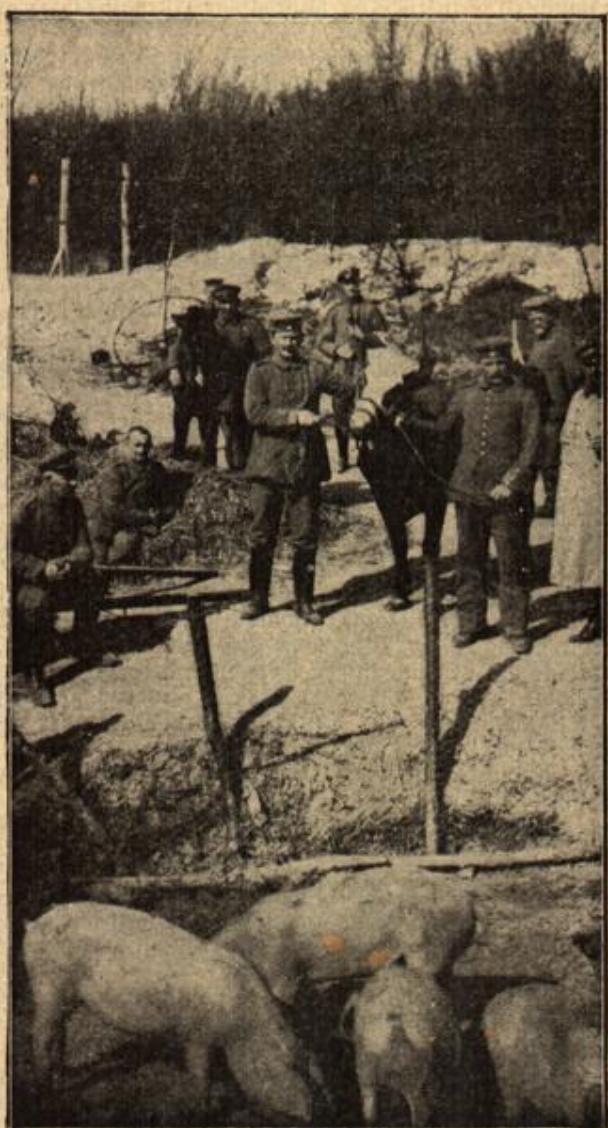
Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen gleicher Ordnung dieselben Wörter entstehen: Diese Wörter sollen bezeichnen: 1. einen Vornamen, 2. einen Teil jedes vollständigen Briefes, 3. eine regelmäßige Einnahme, 4. ein Synonym für „Figur“, 5. eine als Salbe zu verwendende Substanz.

a	a		a	a
a	a	a	d	d
e	e	e	e	e
g	i	l	l	n
n	n	n	r	r
s	s	s	s	t
t	t		v	v

4. Buchstabenrätsel.

Was Hundertausende gern möchten,
Worauf sie hoffen unentwegt,
Läßt andern wieder keine Ruhe,
Wenn statt zwei π zwei \mathfrak{f} es trägt.

2. Virtute, Rarum, S. Simplici, Dilecti, Primiti, Geffalii, Galatiae, Gallinaria, & Gerulacione.



Der Führer der deutsch-österreichischen Durchbruchstruppen in Westgalizien. Biehucht in einer deutschen Reservestellung bei Rohon. Generaloberst von Madensen war der Führer der Truppen, die den siegreichen Durchbruch durch die russischen Verbindungsstrassen in Westgalizien unternahmen und es gelang ihm, mit seinen Soldaten die 7 fachen Verteidigungsstellungen zu durchbrechen und den Feind zum Rückzug zu zwingen. Dabei wurden mehr als 150000 Gefangene und ungeheurem Material erbeutet.